

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00689-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

GIULIA

BECKER

**DAS
LEBEN IST
EINS
DER
HÄRTESTEN**

ROMAN

ROWOHLT HUNDERT AUGEN

1. Auflage April 2019
Copyright © 2019 by
Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg bei Reinbek
Satz aus der Franziska Pro
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 498 00689 1

Inhalt

Motto

Teil I Borken

«NEVERSTOPGIRL.»

Ianina Ilitcheva, @blutundkaffee

Teil I

Borken

Renate Gabor geht es schlecht. Vergangenen Freitag ist ihr Malteser-Mischling Mandarine Schatzi kopfüber in einer Punica-Flasche stecken geblieben und erstickt.

Renate war für den Abend zum Sommerwendefest mit ihrer Zumba-Gruppe aus, und als sie zurückkam, war schon alles zu spät. Heute stand es in der Zeitung, für achtzig Euro hat sie eine Traueranzeige im *Detmolder Kurier* schalten lassen. Dort wurde Schatzi um 23.19 Uhr in der Tierarztpraxis Dr. Heidenoldendorf offiziell für tot erklärt, dort sollen die Leute von ihrem Tod erfahren. Seit Stunden sitzt Renate auf ihrer königsblauen Couchgarnitur und schaut auf das Foto in der Anzeige, Mandarine sieht darauf besonders bezaubernd aus. Sie trägt einen Bacardi-Hut.

«Mein abgöttisch geliebtes Herzstück *Mandarine Schatzi* ist über die Regenbogenbrücke gegangen. Für die Welt war sie nur irgendjemand, für mich war sie die Welt.»

Dicke Tränen vermischen sich mit der Druckerschwärze, Renate weint ohne Unterlass auf Seite zwölf: «Mandarine Schatzi, warum hast du mich verlassen? Mein Liebling, mein einziges Kind.» Renate hat eigentlich wirklich ein Kind, einen Sohn, Thorsten, der kein Hund ist. Aber er ist schwul und eigensinnig und passt nicht in eine Handtasche, Renate findet ihn eher unpraktisch. Mandarine Schatzi konnte sie einfach überallhin mitnehmen.

Sie war so ein engelsgleiches Geschöpf, immer freundlich, immer aufgeweckt und stets dankbar. Im Gegensatz zu Thorsten hat sich Mandarine Schatzi nie beschwert. Sie hat auch nie wütend Türen geknallt, wenn Renate mal einen Mann mit nach Hause brachte. Auch nicht wenn einer der Männer plötzlich nicht mehr gehen wollte, sich als Dieter vorstellte und den Hobbykeller zu einem Wehrmachtsmu-

seum umdekorierte. Mandarine Schatzi ist immer an ihrer Seite geblieben. Thorsten dagegen ist weggezogen, über zweihundert Kilometer weit, zum Studieren. Renate weiß gar nicht, was er da macht, beim Studieren. Hat er ihr ja nie erzählt.

Einmal hat Thorsten eine Karte geschickt aus Kreta, die klebt an der Kühlschrantür. Kreta also, aha, hatte Renate gedacht und wollte urplötzlich auf eine Insel fahren, um Thorsten auch eine Karte zu schicken, um einen Anlass zu haben, sich mal wieder zu melden. Am Tag darauf reiste sie nach Helgoland, aus dem einfachen Grund, dass sie das mit einem zoll- und steuerfreien Einkauf verbinden konnte.

Auf Helgoland verbrachte sie den halben Tag mit Mandarine Schatzi in einer Parfümerie, probierte Lippenstifte und kaufte so viel Dolce & Gabbana Light Blue, 100 ml, auf Vorrat, dass die Verkäuferin ihr beim Kassieren mit großem Bedauern mitteilte, dass Renate leider die Freigrenze überschritten habe und sie doch besser einige Fläschchen zurückstellen solle. Renate wusste nichts von einer Freigrenze und wurde laut, Wörter wie «Pissnelke» und «Inseläffchen» fielen. Kurzerhand wurde sie der Parfümerie verwiesen und musste zum Runterkommen erst mal schräg gegenüber in Pinkus Eiergrogstube einen Kurzen trinken, wo sie Achim kennenlernte. Der aß eine XL-Frikadelle mit Toast und Senf und erzählte, dass er schon seit über zehn Jahren einmal pro Monat rüber nach Helgoland fahre, für Zigaretten. Früher habe er weniger geraucht, aber damit es sich auch lohnt, sollte man schon so ein bis zwei Packungen pro Tag rauchen. Er gab Renate einen Eiergrog aus und schenkte Mandarine Schatzi ein Stück Frikadelle, sie konnten sich alle gut riechen. Später gab Renate Achim 430 Euro in bar, wovon er ihr noch mehr Dolce & Gabbana Light Blue, 100 ml, kaufte und für sich selbst eine Stange Marlboro, als kleines Dankeschön. Dann fuhren sie zusammen mit der Fähre zurück ans Festland, und auf dem Achterdeck der MS Hel-

goland kamen sich die beiden näher, aber das ist eine andere Geschichte. Die Postkarte für Thorsten hatte Renate im Eifer des Gefechts jedenfalls komplett vergessen.

Thorstens Karte hängt immer noch am Kühlschrank, seit drei Jahren schon oder länger, direkt neben den tollen Fotos von Mandarine Schatzi; auf dem einen isst sie Erdbeereis am Baggersee und auf dem anderen trägt sie den roten Weihnachtspullover und das blinkende Rentiergeweih. Hach, Mandarine.

Renate sitzt jetzt gekrümmt auf dem Flokati unter der Treppe, wo ihr Herzstück am liebsten lag. Früher hatte die Hündin sogar mit im Bett geschlafen, aber dann kam der Mustafa, und der hatte eine schlimme Tierhaarallergie. Wenn Mandarine Schatzi in der Nähe war, bekam er Keuchhusten mit grünem Auswurf. Deswegen musste die Hündin unter die Treppe verfrachtet werden, und das war so ein Theater. Mandarine Schatzi kam immer wieder zurück ins Bett, sie war ein Gewohnheitstier. Renate musste sie dann lange Zeit mit kleinen Knackwürstchen zu dem Flokati unter der Treppe locken. Es dauerte gut vier Wochen, bis Mandarine sich an ihr neues Plätzchen gewöhnt hatte, die Sache mit Mustafa war in der Zwischenzeit schon wieder vorbei, aber Renate wollte sich den ganzen Zirkus mit der Knackwurstfähre nicht noch mal antun. Auf dem Flokati unter der Treppe riecht es noch nach ihr, auch ihr Bacardi-Hut liegt noch dort. Es ist, als käme sie gleich um die Ecke gerannt.

Mandarine Schatzi war keine gewöhnliche Hündin. Renate hatte sie in Ungarn aus einer Tötungsstation gerettet. Eigentlich wollte sie sich nur das Doppelkinn absaugen lassen, das kostet in Ungarn so gut wie gar nichts, da bekommt man fast noch Geld zurück, so unverschämt günstig ist das. Auf dem Weg zum Best-Western-Hotel in Budapest sah Renate dann die völlig verängstigte Mandarine Schatzi hinter einem Zaun kauern und war sofort schockverliebt; die gro-

ßen Augen, das zerzauste Fell, die kleinen, dreckigen Pfoten. Sie hat nicht lang überlegt, ließ die Hündin impfen, waschen und föhnen, und beim Rückflug musste sie nicht mal Aufpreis zahlen für das zusätzliche Gepäckstück; Renates eigener Theorie zufolge, weil sie ja kein Doppelkinn mehr hatte und das genau aufging. Aber jetzt ist die Transportbox leer, und Mandarine Schatzi wird nie wieder darin liegen mit ihrer quietschgelben Rassel und dem Angstdurchfall.

Renate hat sich für eine Kristallbestattung entschieden. Dabei wird die Asche zu einem einzigartigen Kristall verarbeitet, in diesem Fall ein Traumfänger mit einem Ensemble von vier kleinen Kristallen. Den Traumfänger will sie direkt über der Couch anbringen. Wenn die Sonne sich dann ihren Weg durch die Window-Color-Diddlmäuse am Fenster ihres kleinen Reihenhauses bahnt, werden die Kristalle das Licht reflektieren und kleine Regenbögen auf die Wände projizieren, und wenn Renate die sieht, wird sie wissen, dass ihre Mandarine Schatzi tatsächlich über die Regenbogenbrücke gegangen ist.

Renate überlegt, Silke anzurufen und von Mandarine Schatzis Ableben zu erzählen, lässt es dann aber doch bleiben. Nach Silkes Abgang kürzlich nach dem Essen im Vapiano ist eindeutig sie am Zug, Renate wird ihr nicht hinterherrennen. Thorsten will garantiert nichts von Mandarine Schatzi wissen, er konnte die Hündin nie leiden und hat auch keinen Hehl daraus gemacht. Mit Juri herrscht momentan Funkstille, sie haben sich gestritten, weil Renate auf Facebook ihrem Exfreund Detlev eine Kettennachricht auf die Pinnwand gepostet hat. Juri hatte die automatisierte Übersetzung benutzt und nur die Worte GLÜCK und LIEBE verstanden, in Kombination mit den zwölf Rosen-Smileys am Ende der Nachricht kam ihm das verdächtig vor. Zu Frank hat sie auch keinen Kontakt mehr, der hat mit seinen täglichen Anrufen und den vielen SMS den Bogen überspannt, Manfred wohnt jetzt auf Lanzarote. Renata von

der Aqua-Aerobic ist sauer, weil Renate so lang nicht mehr beim Training erschienen ist, obwohl die beiden eigentlich eine Fahrgemeinschaft bilden. Die Nummer von Willy-Martin hat sie nicht, seinen Nachnamen kennt sie auch nicht, und streng genommen ist er sowieso nur Silkes Freund. Renate fragt sich, wen sie noch anrufen könnte, aber ihr fällt kein Name ein. Da ist niemand mehr.

*

In der Bahnhofsmision Borken ist im Sommer viel zu tun. Es sind Schulferien, viele Kinder fahren allein mit dem Zug und müssen während des Umsteigens betreut werden. Silke malt mit ihnen Bilder und bastelt 3D-Pappdinosaurier für die Weiterfahrt. Basteln mag sie, die Kinder nicht immer. Ständig stellen sie übergriffige Fragen: Warum hast du keinen Mann? Hast du schon mal Sex gemacht? Magst du Spinat? Und so weiter. Silke ist dann froh, wenn der Anschlusszug einfährt und sie Kind und Pappdino in die Bahn verfrachten kann.

Ansonsten ist bei der Bahnhofsmision kein Tag wie der andere. Immer wieder werden Reisende angespült. Manche haben den letzten Zug verpasst und brauchen für die Nacht eine Herberge, manche haben überhaupt kein Zuhause und freuen sich über die Isomatte im Schlafsaal, andere kommen zum Duschen, Handyaufladen oder für eine warme Mahlzeit. Silke schmiert Brote, kocht Suppe und Kaffee und hört den Menschen zu; den einsamen, den nervösen, den fröhlichen, den überforderten. Ihren Geschichten von wütenden Exmännern, toten Kanarienvögeln und der geplanten Reise nach Usedom.

Silke ist immer für alle da.

*

Nach Feierabend flieht Willy-Martin in die Welt des Online-Kniffels. Früher hat ihn die Arbeit als Schlagpflieger im Taubenschlag entspannt, aber seit der Herr Graf die Tauben zu den weltbesten ihrer Art emporzüchten möchte, ist rein gar nichts mehr entspannt. Nicht mal Tauben dürfen einfach nur Tauben sein, denkt Willy-Martin.

Beim Online-Kniffel vergisst er seine Probleme, die Tauben, die Sache mit Priyanka B., Mutter Petra und den Hundeklumpen. Und manchmal sogar sich selbst, das ist dann am schönsten. Wenn er Online-Kniffel spielt, muss er nicht niesen. Willy-Martin muss immer niesen, wenn er nervös ist oder etwas Unerwartetes passiert oder wenn er peinlich berührt ist, also im Grunde genommen ziemlich oft, deswegen ist er am liebsten allein oder bei den Tauben, oder halt vor dem PC. Beim Online-Kniffel ist er niemandem etwas schuldig, er muss nur auf «Würfeln» klicken und eine richtige Entscheidung treffen, Full House oder Dreierpasch, Zwei bei Eins oder kleine Straße. Unter seinem Nicknamen HäuptlingRaimundo führt er die Bestenlisten der Monate Juni und Juli an, im Mai hat es leider nur zum dritten Platz gereicht. Auch jetzt ist Willy-Martin in einer sehr exzessiven Online-Kniffel-Phase. Nach der Arbeit rast er nach Hause, bestellt sich fast jeden Abend eine Pizza Hawaii, die er beim Kniffeln verschlingt, danach hüllt er sich und seinen Medion-PC in den dampfenden Qualm seiner E-Zigarette, Geschmacksrichtung Multifrukt, und seufzt zufrieden. Natürlich ist es eine Flucht vor den Problemen, aber es gibt noch einen anderen entscheidenden Grund, der Willy-Martin Abend für Abend in die Tiefen des Internets zieht: Die-Knochenbrecherin.

Die Knochenbrecherin ist genauso gefährlich, wie sie klingt, sie belegt Platz zwei der Bestenliste und ist damit Willy-Martins stärkste Gegnerin im Kniffel-Segment von www.spielaffe.de. An ihr beißt sich Willy-Martin jeden Tag aufs Neue virtuell die Zähne aus. Nach einigen abendfüllenden Duellen entdeckt er die Chat-Funktion, mit der man die Mitspieler während eines Duells direkt anschreiben kann. Anfangs traut er sich nicht. Was soll er auch schreiben, «Gut gewürfelt» oder «Toller Pasch»? Ein paar Tage und zwei Dosen Radler später entscheidet er sich für ein dezent höfliches «Guten Abend» und muss nicht lang auf eine Antwort warten. Sie schreiben hin und her, nebenbei kniffeln sie um die Wette, das Spiel wird schnell zur Nebensache. Die Knochenbrecherin heißt eigentlich Kerstin und kommt aus Leer in Ostfriesland, «da ist der Name Programm».

Jeden Abend um 19 Uhr sind Kerstin und Willy-Martin im Online-Kniffel-Chat verabredet, und er freut sich wie nie zuvor darauf, nach Hause zu kommen. Einige Wochen später kennen die zwei sich ziemlich gut, aber gesehen haben sie sich noch nie. Irgendwann macht Kerstin den ersten Schritt und fragt Willy-Martin nach einem Foto von ihm. Er hat sich auf diese Frage vorbereitet. Schon einige Tage zuvor hatte er sicherheitshalber den Selbstauslöser seiner Digitalkamera für ein Foto genutzt, morgens vor der Arbeit, als er sich ungewöhnlich wohl fühlte und seine Haut besonders rein wirkte. Er trug sein kurzärmliges, blau-grau kariertes Sommerhemd, die braunen, frischgewaschenen Locken glänzten im Blitzlicht, seine Brille war einwandfrei geputzt. Er schickt Kerstin das Foto per E-Mail und wartet fünf schrecklich lange Minuten auf eine Antwort. In diesen fünf Minuten sieht Willy-Martin seine Felle schon davonschwimmen; Kerstin ist sicher eine anmutige Schönheit aus dem Norden, rothaarig, mit feinen Sommersprossen auf der blassen Nase, wahrscheinlich hat sie sich Hauptling Raimundo ganz anders vorgestellt. Das Foto ist eigentlich

auch nicht sehr vorteilhaft, jetzt, wo er sich's genauer anschaut, absolut unvorteilhaft, bestimmt meldet sie sich nie wieder bei ihm, und auch Online-Kniffel werden sie nie wieder spielen. Um nicht niesen zu müssen, holt Willy-Martin sich ein kaltes Colabier aus dem Kühlschrank und starrt, große Schlucke trinkend, weiter auf sein E-Mail-Postfach.

Plötzlich macht es PLING, eine neue Nachricht, mit Anhang sogar. Kerstin ist bei ihm geblieben, Kerstin, oh du gute Kerstin! Er atmet tief durch, stellt das Colabier auf dem PC-Tisch ab und öffnet zitternd die Mail. Sofort kracht ihm ein riesiges Foto entgegen. Kerstin ist wunderschön, sie ist in Willy-Martins Alter, hat gebräunte Haut und schwarze kurze Haare. Auf dem Foto trägt sie einen schwarz-weiß gestreiften Strick-Pullover und sitzt auf einer orangenen Ledergarnitur, in der Hand ein großes, angebissenes Stück Salami. Sie schaut zur Seite und lacht ausgelassen, irgendetwas Erheiterndes scheint während dieser Momentaufnahme passiert zu sein. In der Nachricht unter dem Foto fragt Kerstin Willy-Martin, ob er mal Lust auf Telefonieren hätte, gleich dahinter steht ihre Festnetztelefonnummer.

Willy-Martin ist überwältigt. Da passt ja wirklich alles. Kerstin weiß, wie Willy-Martin aussieht und ist weiterhin an ihm interessiert. Sie isst gerne Salami und nutzt, wie er, auch noch ein Festnetztelefon. Er muss verschnauften. Vielleicht ist es passiert. Es hat länger gedauert als bei anderen Männern, aber vielleicht hat Willy-Martin jetzt jemanden gefunden.

*

Chef der Bahnhofsmision Borken ist seit knapp einem Jahr Herr Marquardt, ein alleinstehender, vierzigjähriger Hardcore-Freichrist mit daumendicken Brillengläsern. Bevor er zur Bahnhofsmision kam, war er als freiberuflicher Unter-

nehmensberater tätig, hauptsächlich im Bereich Industriemechanik. Er wurde von großen Firmen engagiert, um Mitarbeitern in Einzelgesprächen Fragen zu stellen wie «Wo geht deine Reise hin?» oder «Wie kannst du deine Stärken optimal für DEIN Unternehmen nutzen?», ein gut bezahlter Job, der Marquardt aber schnell zu monoton wurde. Er wollte mehr, eine neue Challenge, aus nichts etwas Großes schaffen; der freie Posten in der Bahnhofsmision vor zwei Jahren kam ihm da gerade recht. Er will nun das Image der Bahnhofsmision mit aller Kraft «clean» halten. Die Obdachlosen sollen nicht in der Überzahl sein, das schrecke andere Gäste ab, man solle erst gar keine Bindung zu ihnen aufbauen und ihnen nur das Mindestmaß an Nettigkeit entgegenbringen, dann würden sie auch nicht mehr so oft kommen, versuchte Marquardt seinen Mitarbeitern einzubläuen. Wenn Herr Marquardt hinter dem Tresen der Essensausgabe steht, ungefähr einmal pro Woche, dann teilt er Speisen und Getränke in zwei Kategorien ein. Kategorie eins, für Gäste: saisonale Suppe mit zwei Scheiben Brot, dazu ein Apfel, auf Wunsch eine Brezel mit Butter, plus heißer Tee mit Zucker, Sprudelwasser oder trüber Apfelsaft. Kategorie zwei, für Obdachlose: eine Scheibe Brot, keine Brezel, ein kleiner und / oder beschädigter Apfel. Plus Leitungswasser oder Tee ohne Zucker. So könne man sparen und gleichzeitig dafür sorgen, dass sich «die falschen Leute nicht zu wohl fühlen».

Herr Marquardt ist nicht nur Chef, sondern gleichzeitig auch der unbeliebteste Mitarbeiter der Mission. Er versucht hartnäckig, aus dem eigentlichen Ort der Nächstenliebe eine seelenlose Relax-Zone für den gehobenen Mittelstand zu errichten. Sein Ziel ist es, mehr junge Leute anzulocken, Studierende, die vorbeikommen, um ihre Infused-Water-Flaschen aufzufüllen, mal eben was zu googeln oder einen Powernap auf dem Massagesessel zu machen. «Das muffige Image der Suppenküche muss weg!», ruft er,

wenn er mal wieder eine Eichenholzbank klein schlägt und durch einen nagelneuen Vintage-Loungesessel ersetzt. Seine Inspiration holt er sich «direkt aus der Großstadt», also aus Essen. Jede Woche verbringt er dort mindestens einmal einen Nachmittag am Hauptbahnhof und schreibt auf, was dort besser läuft als in Borken. Er setzt sich einen Filzhut auf und verbringt inkognito Stunden in der hiesigen Bahnhofsmision, laut seinen Angaben sind die da «ihrer Zeit weit voraus, es gibt sogar Tablets an jedem Tisch!» Weitere Anregungen findet er bei Starbucks und McCafé: «Das ist urban, das zieht die Leute an, da werden auch mal MacBooks aufgeklappt.»

Seit 2012 spendet der Bahnhof Borken die Einnahmen der Kofferschließfächer - vier Euro für zwei Stunden, sieben Euro für vierundzwanzig Stunden - an die Bahnhofsmision, in einem Jahr ist so ein Erlös von 23 800 Euro zusammengekommen. Anstatt die Gelder für eine dringend notwendige Sanierung der Missionsküche zu nutzen, zahlte Marquardt einem bärtigen Barista-Schwaben den Preis eines Kleinwagens dafür, dass er der Belegschaft der Bahnhofsmision zeigte, wie man ein Palmenblatt aus Schaum auf einen Karamell-Macchiato träufelt. Der Rest des Geldes floss in eine Siebträgerkaffeemaschine und neue Arbeitskleidung. Zusätzlich zu der vorgeschriebenen blauen Bahnhofsmissionsweste mussten nun alle Schwarz tragen: die Frauen schwarze Jeans und Bluse, die Männer schwarze Leinenhose und Sweatshirt, dazu weiße Adidas-Schuhe mit schwarzen Streifen. «Wir sollten uns als eine Art Concept Store begreifen», hatte Marquardt den neuen Dresscode verteidigt. «Das ist business casual, das spricht die Leute an, holt sie ab. Vor allem die richtigen.» Das Know-how für seine Unternehmensführung zieht Marquardt sich nach eigenen Angaben aus Business-Podcasts von Smart Entrepreneurs, die das «richtige Erfolgs-Mindset» an den Tag legen, um ein Unternehmen nach vorne zu bringen.

«Im Valley ist das gang und gäbe», referierte er, während er einen Kickertisch für den Teamaufenthaltsraum bestellte.

«Aber Herr Marquardt, in dem Zimmer ist kein Platz mehr», warf Silke damals ein. «Da stapeln sich die Ordner, und es reicht gerade so, dass alle sitzen können.»

«Wir sind ja auch nicht zum Sitzen hier!», war seine Antwort.

Marquardt ist ehrgeizig, in seinen Augen glüht eine Vision. Er spürt, dass er der Auserkorene ist, derjenige, der das Konzept «Bahnhofsmission» revolutioniert, neu denkt. Ein Vorreiter, ein Pionier, der Messias des Bahnhofsozialdienstes. Sein neuestes Unterfangen ist die selbstreinigende Klobrille. Mit dieser Anschaffung setzt er die Weichen für ein «einmaliges Toilettenerlebnis» oder, wie er es scherzhaft nennt, «eine Geschäftsreise». Immer wenn er das sagt, muss er laut über seinen eigenen Witz lachen, dabei kneift er die Lider zu kleinen Schlitzern zusammen, und in seinen Mundwinkeln sammeln sich kleine Bläschen aus Speichel, die fröhlich vor sich hin platzen.

Um die Kosten für die selbstreinigende Klobrille wieder reinzukriegen, veranschlagte Marquardt eine Nutzungsg Gebühr von fünfzig Cent, Angestellten gewährt er einen Rabatt von dreißig Prozent. Er selbst zahlt jedes Mal fünfzig Cent, um mit gutem Beispiel voranzugehen. Alle anderen weigern sich, bei jedem Toilettengang Geld in das dafür vorgesehene goldene Sparschwein zu werfen. Das Schwein bleibt leer, die Fünfzig-Cent-Stücke von Herr Marquardt liegen einsam auf dem Boden des Schweinebauchs. Einmal pro Monat leert er die Dose, zieht die Augenbrauen hoch, lässt eine traurige Menge an Münzen auf den Tisch fallen und sagt Sachen wie: «Na, da haben aber Leute eine ganz schön starke Blase», oder: «Ich bin wohl der Einzige hier, der noch Anstand hat», und dampft beleidigt in den Teamaufenthaltsraum ab, um sich am Kickertisch abzureagieren.

*

1991: Die Fahrt will kein Ende nehmen. Die Sommerhitze im Regionalexpress schnürt Silke den Hals zu, die Fenster lassen sich nicht öffnen, und es gibt noch nicht mal eine Klimaanlage, die man verfluchen könnte, weil sie kaputt ist. Im Zug herrscht gähnende Leere. Silke erscheint es, als würde der Zugführer nur für sie fahren, als hätte er, wenn sie nicht in letzter Sekunde zugestiegen wäre, hitzefrei wie alle anderen. Sofort beschleicht sie ein schlechtes Gewissen. Ob es vorne im Führerstand auch so heiß ist wie hier hinten? Vielleicht hat der Zugführer eine Herzkrankheit, und ihm wurde vor kurzem ein Bypass gelegt. Wahrscheinlich ist er gerade erst von der Reha zurückgekommen und kann die Hitze gar nicht vertragen.

Sie fingert eine Packung Taschentücher aus ihrer Hosentasche und tupft sich den Schweiß von den Augenbrauen. Eigentlich säße sie jetzt im klimatisierten Büro, den trockenen Wind des kleinen Tischventilators im Gesicht, den sie bei der Tombola der letzten Firmenfeier gewonnen hat. Das Los Nummer vierzehn erhielt einen nagelneuen VHS-Rekorder, Silke hatte die Nummer fünfzehn und bekam den kleinen, batteriebetriebenen Plastikventilator in die Hand gedrückt, nicht ohne einen mitleidigen Blick von Gabi aus der Buchhaltung.

Es war wie so oft in Silkes Leben: kein Hauptgewinn für sie, aber auch keine Niete. Immer genau so viel, dass man dankbar sein musste, aber nie genug, um Freudensprünge zu machen.

*

Silke räumt die Spülmaschine aus, wieder ein, schaltet sie an, danach das Gleiche von vorn. Zippo sitzt da und schweigt, ganze drei Spülgänge lang. Draußen dämmert es schon, in einer guten Stunde hat Silke Feierabend.

In der Bahnhofsmision herrschte heute reger Betrieb, die selbstreinigende Toilette und die gute Kaffeemaschine haben sich rumgesprachen. Marquardts Konzept geht auf, und inzwischen kommen auch Menschen in die Mission, die in keiner wirklichen Notlage stecken. Die Leute wollen einen leckeren, kostenlosen Karamell-Frappuccino trinken, fragen sogar nach Eiswürfeln und To-go-Bechern. Aber Silke will sich nicht darüber aufregen.

Zippo rührt seinen Kaffee nicht an und knetet auf dem Zuckertütchen rum.

«Keinen Durst?», fragt Silke.

«Hmm», brummt Zippo.

«Was ist dir denn über die Leber gelaufen? Der Marquardt ist doch noch gar nicht da!»

«Bin nicht so in der Stimmung zum Reden.»

Silke legt ihm ein Hanuta neben den kalten Kaffee.

Zippo ist Stammgast in der Bahnhofsmision, ein schlaksiger Zweimetermann mit tellergroßen Händen und langem aschblonden Haar, gelernter Energieelektroniker (Fachrichtung Anlagentechnik), seit acht Jahren obdachlos. Er hat lange Zeit Pfandflaschen gesammelt, aber die Konkurrenz am Bahnhof wurde zu groß, als die Leute anfangen, die Flaschen neben die Mülltonnen zu stellen, statt sie hineinzuwerfen. Das Sammeln wurde zwar einfacher und vor allem ungefährlicher, das Klima unter den Pfandsammelnden aber dadurch auch zunehmend aggressiver. Irgendwann geriet Zippo dann in einen heftigen Streit mit Spezi-Bärbel,

der selbsternannten Pfand-Regentin von Borken und Umgebung.

Spezi-Bärbel ist in der Stadt bekannt wie ein bunter Hund; sie ist nicht obdachlos, sondern bessert sich mit dem Pfand ihre Rente auf. Sieben Tage die Woche fährt sie im Schneckentempo mit ihrem Tretroller die Straßen ab, die Leute kennen und grüßen sie und werfen ihr mit einem freundlichen Nicken das Leergut in die großen IKEA-Tüten an ihrem Lenker. Spezi-Bärbel geht immer stark gebückt. Wie sie erzählt, hat sie sich in den achtziger Jahren mal einen Wirbel gebrochen, als sie im Alleingang einen Trinkwasserbrunnen in Ruanda gebaut hat. Wenn Spezi-Bärbel den Leuten auf der Straße diese Geschichte erzählt - und das tut sie oft -, nicken alle mitleidig und trinken dann ihre 1,5-Liter-Flasche Sprite hastig und in einem Zug leer, um der armen, selbstlosen Frau zumindest 25 Cent mitgeben zu können.

Aber Zippo hat die Masche von Spezi-Bärbel durchschaut. Als er im letzten Sommer ein Mittagsschläfchen auf der kleinen Wiese am Bahnhofsvorplatz halten wollte, wurde er unfreiwillig Zeuge eines unschönen Zwischenfalls: Spezi-Bärbel war unterwegs zum Bus, wie immer, wenn die vollen IKEA-Tüten zu schwer geworden waren. Die Türen des Busses waren schon im Begriff zu schließen, als Bärbel aus der Bahnhofshalle angerollt kam, durch die prallgefüllten Taschen an ihrem Lenkrad konnte sie nur bedingt beschleunigen. Sie gab der Busfahrerin auffällige Handzeichen und rief über den gesamten Platz: «Stopp! Halt!», dabei flogen schon die ersten Pfandflaschen zu Boden. Die Busfahrerin bemerkte Spezi-Bärbel aber nicht, warf unbeeirrt den Motor an. Zippo, der nicht weit entfernt lag, konnte sehen, wie auf Bärbels Gesicht erst Panik, dann Wut aufflackerte. Sie schaute nach links und rechts und schien sich unbeobachtet zu fühlen, denn plötzlich warf sie sich blitzschnell die zwei vollen Tüten über die Schultern, klappte

den Tretroller mit einer routinierten Bewegung zusammen und rannte in einer beachtlichen Geschwindigkeit in Richtung Bus - mit geradem Rücken. Die Busfahrerin ging voll in die Eisen, Spezi-Bärbel hatte es geschafft.

Zippo konnte nicht glauben, was er da gesehen hatte. Spezi-Bärbel war eine Simulantin. Sie war eigentlich topfit und spielte die Krankheitskarte nur aus, um noch mehr Pfand einzusacken. Er hob die auf den Boden gefallenen Flaschen kopfschüttelnd auf und kaufte sich vom Erlös die Angelfachzeitschrift *Fisch und Fang*.

Als er ein paar Tage später Spezi-Bärbel in einem stehenden Regionalexpress über den Weg lief, wollte sie ihm eine Prosecco-Dose aus der Hand reißen, die er gerade aus einem Mülleimer gefischt hatte. «Das hier ist mein Gebiet!», fauchte sie, und Zippo war der Kragen geplatzt. Er riss die Dose wieder an sich, drohte damit, allen zu erzählen, dass sie eigentlich gesund sei und ihr Leiden nur vor-täusche. Spezi-Bärbel drohte daraufhin, sie werde gleich «Tattoo-Carsten holen», der habe einen Listenhund. Der Streit schaukelte sich hoch und endete schließlich damit, dass Zippo resigniert abwinkte, Spezi-Bärbel die Dose überließ und beschloss, sich vollständig aus der Pfandsammelbranche zurückzuziehen. Seitdem hält er sich mit Poesie über Wasser, schreibt kurze Gedichte auf Ansichtskarten der Stadt Borken, meistens über das Wetter.

«Jede Jahreszeit hat ihre Gedichte», pflegt er immer zu sagen. Für ein handgeschriebenes Gedicht auf einer Ansichtskarte nimmt Zippo zwei Euro, für ein spontan vorgetragenes einen Euro. In die Bahnhofsmision kommt er zum Essen und im Winter auch zum Schlafen, mindestens aber einmal pro Tag, um mit Silke einen Kaffee zu trinken. Manchmal repariert er auch Dinge, Lampen oder die Mikrowelle; über die Jahre ist Zippo zum inoffiziellen Hausmeister der Bahnhofsmision geworden.

Silke bezahlt ihn unter der Hand mit dem Geld aus der Kaffeekasse. Er kennt die Räumlichkeiten wie kein Zweiter. Wenn nur Silke da ist, geht er auch selbständig hinter den Tresen und kocht Kaffee. Ab und zu schenkt Zippo ihr eines seiner Gedichte, als kleine Aufmerksamkeit.

In der Hitze aalen
Die Glieder sind flüssig
Der Sonne Strahlen
Werde ich nicht überdrüssig

Silke schenkt ihm dann einen Kaffee, ebenfalls als kleine Aufmerksamkeit.

Silke fragt sich, wie es wohl ist, auf der Straße zu leben, kein Zuhause zu haben, den Menschen und Widrigkeiten schutzlos ausgesetzt zu sein, jeden Tag und jede Nacht. Wenn der Herbst hereinbricht, es grau und nass und kalt wird, Zippo aber noch nicht in der Bahnhofsmision schlafen will, weil er «die Gastfreundschaft nicht strapazieren» und «erst wenn es WIRKLICH kalt ist» zum Übernachten kommen will, gibt es Nächte, in denen Silke vor Sorge um ihn nicht schlafen kann. Wie schnell fängt man sich eine Erkältung ein, und wie schnell verschleppt man diese Erkältung. Wenn sie damals nicht Renate gehabt hätte, wer weiß, ob sie nicht auch auf der Straße gelandet wäre.

Silke nickt Zippo auffordernd zu, damit er mit ihr eine Zigarette rauchen geht. Es ist das erste Mal seit langem, aber jetzt will sie nichts lieber, als an einer Zigarette zu ziehen. Sie gehen raus ans Gleis und stellen sich in das für Raucher markierte Viereck. Zippo reicht Silke wortlos eine Zigarette und öffnet mit einer galanten Handbewegung sein benzinbetriebenes Sturmfeuerzeug.

Sein Zippo ist der einzige Wertgegenstand, den er noch bei sich trägt. «Keine rührende Geschichte, einfach nur ein Feuerzeug», hatte Zippo Silke mal erzählt, als sie mehr

über seinen Spitznamen wissen wollte. «Eigentlich heiÙe ich Wladislaw, aber auf den StraÙen hat man es ja schon als Deutscher schwer genug.»

Das Nikotin fährt Silke durch die Adern und lässt ihr Herz schneller schlagen. Kurz bereut sie es, mit dem Rauchen aufgehört zu haben.

«Keinen guten Tag gehabt», nuschelt Zippo verlegen.

«Was war los?», fragt Silke.

Zippo schaut zu Boden und tritt mit dem Fuß auf herumliegende Kippen, wie ein verschämtes Kind. «Das bleibt aber unter uns, oder?»

«Versprochen.»

Langes Schweigen. Zippo ist sichtlich nervös, er zieht an seiner eigentlich schon abgebrannten Zigarette, seine Wangen sind hochrot, er trommelt mit den Fingern auf seinem Hosenbein und kratzt sich dann am Hinterkopf. «Geht um was Medizinisches.»

«Bist du krank?», Silke ist alarmiert.

«Ja, also nein ... Ich weiß es doch auch nicht.»

«Was ist los?», Silke fasst Zippo behutsam am Oberarm.

«Ich hab immer Ärger beim Wasserlassen.»

«Ärger beim Wasserlassen?»

«Ja, Ärger beim Wasserlassen.»

«Was heißt das denn?»

«Das heißt, was es heißt», Zippo wird wütend. «Ist auch egal.»

«Nee, Zippo.»

«Du kannst mir eh nicht helfen! Niemand kann mir helfen! Ich hab immer Ärger beim Wasserlassen, aber ich kann auch nicht zum Arzt ohne Versicherung. Ich werd wahrscheinlich einfach nur alt, und das Thema ist jetzt hiermit beendet.»

Zippo tritt mit ruckartigen Bewegungen seine längst erloschene Kippe aus und will gehen, Silke packt ihn fest am Ärmel seiner Jeansjacke und schaut ihm in die Augen. «Don-

nerstag um neun Uhr, Treffpunkt hier. Ich kenne eine sehr nette Ärztin, wegen Geld musst du dir keinen Kopf machen. Wir haben eine Kaffeekasse für solche Fälle.»

Zippo schaut weg.

«Neun Uhr, okay», sagt er kleinlaut.

«Und jetzt gib mir noch ein, zwei Zigaretten. Bekommst du morgen wieder.»

Zippo drückt Silke mit zitternden Fingern die gesamte Packung Gauloise in die Hand.

«Zum Arzt soll man ja nüchtern gehen. Hab ich mal in der *Apotheken Umschau* gelesen.» Zippo verabschiedet sich und steuert den Bahnhofsvorplatz an, wo er im Sommer immer am Rand eines städtischen Blumenbeets direkt hinter dem Bushäuschen übernachtet.

*

1991: Silke schaut aus dem Fenster. Die Wiesen und Felder sehen aus, als hätten sie die Hoffnung auf Regen schon aufgegeben, ein paar Mauersegler nutzen die Gunst der Hitze und jagen Insekten. Ansonsten ist da nicht viel. Silke sieht sich selbst in der Spiegelung des Fensters. Ihre Haare werden von einer großen Klammerspange zusammengehalten, trotz der Hitze ist ihre mintfarbene Bluse bis zum Hals zugeknöpft. Seit Wochen ist keine Wolke mehr am Himmel zu sehen, aber Silke hat es trotzdem geschafft, so kalkweiß zu bleiben, dass ihre Haut grell im Fenster leuchtet. Sie wird wütend. Auf das Wetter, ihren Schweiß, die kreidebleiche Haut. Und auf Roland. Ohne Roland wäre jetzt alles wie immer, sie säße nicht hier im stickigen Regionalexpress, müsste nicht ihr Spiegelbild im Fenster ertragen und wäre nicht wütend. Sie würde wie jeden Dienstag Lasagne al forno in der Kantine essen, dazu gäbe es ein Glas trüben Apfelsaft, alles wie immer.

Aber Roland musste sie ja auf der Arbeit anrufen, gleich morgens, gleich beim ersten Kaffee. Er rief aus Wolfsburg an, von seinem wichtigen Termin, und er klang zornig. Roland wird immer zornig, wenn etwas nicht nach Plan läuft, ganz gleich, ob er selbst daran Schuld ist oder es überhaupt keinen Plan gibt.

«Ich hab meine Unterlagen auf dem Tisch im Flur liegen lassen», pampfte er durch den Hörer. Vorwurfsvoll, als sei es Silkes Verantwortung gewesen, ihm die Unterlagen bis ans Auto zu tragen. «Um 16 Uhr ist das Meeting, und ich komm hier vorher nicht mehr weg.» Stille. Roland ging offensichtlich davon aus, dass Silke ihm sofort anbieten würde, die Unterlagen zu ihm nach Wolfsburg zu bringen. Sie tat ihm diesen Gefallen nicht, stattdessen schwieg sie. «Bist du noch da? Da ist wohl eine Störung in der Leitung. Ich brauche die Unterlagen jedenfalls vor 16 Uhr. Wenn du den Zug in einer halben Stunde nimmst, klappt das noch.»

«Ich bin doch selbst auf der Arbeit, Roland. Ich kann ni ...»

«Silke, das ist überhaupt keine Diskussion. Wenn das hier heute nicht klappt, können wir uns das Haus abschminken. Ich bin um 15.30 Uhr am Gleis.» Er legte auf.

«Das ist das letzte Mal», zischte Silke, als sie eine halbe Stunde später im Wohnungsflur den Stapel von Rolands Unterlagen in ihre Tasche packte. «Noch mal mach ich so was nicht.»

Silke wird langsam müde, die ungetrunkene Tasse Kaffee macht sich bemerkbar. Noch eine Stunde, dann schnell Roland am Gleis die Dokumente übergeben und wieder zurück nach Hause. Wahrscheinlich wird er nicht mal «Danke» sagen.

Der Schweiß rinnt unter ihren Brüsten, ihr Hals ist rau und trocken. Ausgerechnet heute hat sie ihre Wasserflasche nicht dabei. Sie zieht die Mappe mit den Dokumenten aus der Tasche und fächert sich damit etwas Luft ins Ge-

sicht. Gut, dass Roland das jetzt nicht sehen kann. Beim Gedanken an ihren Mann bekommt Silke blitzartig Angst, dass sie die Blätter zerknickt und er zornig wird. Sie hört abrupt wieder auf zu fächern und schiebt die Mappe zurück in die Tasche. Die Hitze, diese unerträgliche Hitze. Silke atmet flach, sie hatte heute nur einen Apfel zum Frühstück. Sie versucht morgens und abends nicht mehr so viel zu essen, weil Roland neulich im Bad zu ihr gesagt hat, ihr Hintern hätte seit der Hochzeit einen gewaltigen Hagelschaden erlitten. Er fand das witzig, Silke weniger. Roland hat einen Bierbauch, einen richtigen Ranz, aber Silke würde im Leben nicht auf die Idee kommen, ihm das unter die Nase zu reiben.

Es ist mit Roland schon lange nicht mehr wie zu Beginn ihrer Beziehung. Sie hatten sich auf dem Schützenfest in Borken zum ersten Mal gesehen, Roland kannte den Besitzer des Schützenheims und gab ihr ein Pils nach dem anderen aus. Silke mochte kein Bier, aber sie mochte Roland. Mit seinem dunkelbraunen Schnäuzer und dem wild gemusterten Hemd lehnte er am Tresen und sah ein bisschen aus wie Magnum, was er höchstwahrscheinlich auch bezweckte. Er wirkte charmant und cool, und die anderen schauten neugierig zu ihnen rüber, während sie sich unterhielten. Für Silke war das der pure Nervenkitzel. Einige Wochen später waren sie ein Paar. Silke war achtzehn und Roland neunzehn, als sie zusammenzogen. Roland machte eine Ausbildung zum Industriekaufmann und bekam anschließend eine Stelle bei einem internationalen Zulieferer für Autositze, zwei Stunden entfernt von Borken. Silke hatte gerade erst ihre Stelle als Softwareberaterin bei einer großen IT-Firma im Ort angetreten, und so einigten sie sich darauf, dass sie in Borken wohnen blieben. Roland pendelte zur Arbeit, jeden Tag zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück, er hasste es und tat es Silke zuliebe, aber eigentlich vor allem, weil er sich nicht vorstellen konnte, jemals aus Bor-

ken wegzuziehen. Die beiden heirateten, weil man das so machte.

Mit den Monaten und Jahren wurde Roland immer unleidlicher. Ihre Gespräche wurden knapper, die Themen belangloser, Rolands Ton ruppiger. Er erwartete von Silke, dass sie sich als Gegenleistung für das Opfer, das er täglich brachte, allein um den Haushalt kümmerte. Ihm seine Hemden bügelte und rauslegte, abends für ihn kochte, Schnittchen ans Sofa brachte, wenn *Tatort* lief.

Silke wollte keinen Ärger machen und war Roland dankbar, dass sie in Borken blieben, also fügte sie sich und tat, was immer er ihr auftrug. So ist das wohl in einer Ehe, dachte sie ab und an abends im Bett, während Roland laut neben ihr schnarchte. Und es gab ja auch Schlimmeres.

*

Willy-Martin holt das Taubenfutter aus den Plastikkisten im Schuppen und dosiert die Portionen für jeden einzelnen Vogel. Hoher Rohfettgehalt für Diego, Kanariensaat für Eugenia, Buchweizen und Silberhirse für die kleinen. Er pfeift und ist ganz und gar beschwingt, die Sonne strahlt durch die dünnen Ritzen zwischen den Holzlatten des kleinen Verschlags, die Tauben gurren zufrieden in ihren Käfigen. Ein perfekter Tag.

Es scheint, als hätten Kerstin und Willy-Martin eine ganz besondere Verbindung, eine, die die große Entfernung überbrücken kann und sich trotz der Distanz sehr nah anfühlt. Seit über zwei Wochen telefonieren sie jeden Abend mehrere Stunden. Wenn Willy-Martin an Kerstin denkt, kribbelt es im ganzen Körper, bis in seine Zehenspitzen. Er kann nur das Nötigste essen und trinken, er braucht nur Kerstins Stimme zu hören, und all seine Bedürfnisse sind schlagartig gestillt. Schon morgens auf dem Weg zur

Arbeit denkt er an sie, das Gefühl trägt ihn durch den ganzen Tag. Während er den Taubenschlag von dem Herrn Grafen saubermacht, die Nistzellen ausmistet und die Tauben füttert, singt er Kerstins Lieblingslied: «Die immer lacht», eine schmissige House-Ballade von ihrer Namensvetterin Kerstin Ott.

Die ... ist die eine, die immer lacht,
die immer lacht,
die immer lacht,
die immer lacht,
Ohhh, die immer lacht,
und nur sie weiß,
es ist nicht, wie es scheint.
Oh, sie weint,
oh, sie weint,
sie weint,
aber nur wenn sie alleine ist.
Denn sie ist, denn sie ist,
die eine,
die eine,
die immer lacht.

Kerstin sagt, wenn sie dieses Lied hört, fühlt sie sich verstanden.

Am Telefon berichtet Willy-Martin Kerstin von seiner Arbeit im Taubenschlag, sie interessiert sich sehr für Tiere. Sie sprechen über Gott und die Welt, Kerstin erzählt von ihrer Kindheit auf einem Schweinehof, ihrer gehbehinderten Schwester Svea, mit der sie schon als Kind in den Sommerferien zu Hause wursten musste. Willy-Martin erzählt von der ungesunden Hundeliebe seiner Mutter Petra und seiner Aversion gegen Tomaten und alle Tomatenerzeugnisse, auch Ketchup! Kerstin erklärt Willy-Martin außerdem, was es mit ihrem Internetpseudonym auf sich hat: Sie ist haupt-

beruflich Knochenbrecherin, zu Plattdeutsch Knakenbrecherin.

«Das Knochenbrechen ist eine traditionell ostfriesische alternative Heilkunde. Man renkt Gliedmaßen ein und rückt Wirbel wieder an Ort und Stelle, bei Pferden, Hunden, Katzen, Menschen. Überall, wo man mit herkömmlicher Medizin und Schmerzmitteln nicht mehr weiterkommt, kann der Knakenbreker mit seinen wundersamen Handgriffen helfen. Man kann es nicht lernen, die Begabung wird bestenfalls in der Familie weitergegeben», erklärt Kerstin. Schon ihr Großvater war Knakenbreker und schließlich auch ihr Vater. Der aber zeugte zu seiner Enttäuschung ausschließlich Töchter und kam gar nicht erst auf die Idee, dass auch eine Frau Knakenbrekerin werden könnte, deswegen drohte der Beruf in der Familie auszusterben. Als junges Mädchen hat Kerstin ihn einmal beim Wursten beiläufig gefragt, ob er ihr das Knochenbrechen beibringen könne, woraufhin er bestimmt zehn Minuten lang sehr laut und dreckig gelacht hat.

Als Kerstin älter und durch die Arbeit im Schweinestall und ihren Nebenjob in einer Baumschule muskulöser wurde, wuchs ihr Wunsch, Knakenbrekerin zu werden. Sie fühlte sich stark und durchaus in der Lage, ein 1,80 Meter großes Pferd von seinen Hüftbeschwerden zu befreien. Erneut bat sie ihren Vater, ihr das Knakenbrechen beizubringen, er musterte sie von oben bis unten, sagte lange gar nichts und knurrte irgendwann trocken: «Na gut. Hast ja stattliche Handballerwaden bekommen. Aber ich will nicht schuld sein, wenn du unter die Hufe gerätst.»

Kerstin hob ihren Vater vor Freude hoch in die Luft und drehte sich mit ihm begeistert im Kreis. Fortan ließ sie sich von ihm in die Geheimnisse des Knakenbrechens einweihen: «Immer vierzig Sekunden Schmerz, danach kommt Erleichterung», «Die Finger genau hier hin, das sind so die Sachen, die gehen direkt auf die Birne», «Lieber 'nen Hun-

deschwanz im Gesicht als ein Hundegesicht am Schwanz». Drei Jahre begleitete Kerstin ihren Vater bei seinen Einsätzen auf Bauernhöfen, Gestüten, in die Wohnzimmer von Hundebesitzerinnen und in die eigene Praxis in der Hofgarage. Dann ging er in Rente und gab das Knakenbreker-Zep-ter an Kerstin weiter. Kurz darauf verschluckte sich ihr Vater im Auto an einer Pistazie und erstickte auf dem Standstreifen der B436 Richtung Logabirum.

Kerstin will sein Andenken in Ehren halten und ist seitdem stolze und einzige Knakenbrekerin in Leer und Umgebung. Als Knakenbrekerin dürfe man keine Schwäche zeigen, erklärt sie Willy-Martin. Seit der medialen Ausschlichtung des Handwerks durch Star-Knakenbreker Tamme Hanken sei der Druck in der Branche enorm gewachsen, bei jeder Behandlung auch immer zwei bis drei flotte Sprüche auf Lager zu haben. Kerstin bezeichnet sich selbst als eine von Natur aus eher ruhige Person, sie leide unter den erwartungsvollen Blicken der Kunden, die sich von ihr während der Behandlung eine freche Performance erhoffen, ein Gag-Feuerwerk. Um niemanden zu enttäuschen, hat sie sich ein festes Repertoire an Sprüchen und Pointen von Tamme Hanken angeeignet, die sie bei jedem Termin abspult wie ein Flugbegleiter die Sicherheitsvorkehrungen im Flugzeug. «Pferde und Frauen haben eines gemeinsam: Gib ihnen Arbeit und Beschäftigung, und sie bleiben gesund.» Oder: «Was der Hund braucht, ist Bier. Malzbier bringt den richtig schön voran.» Oder: «Ein Pferd ist auch nur ein Mensch.» Zu Kerstins Erstaunen kommen die kultigen Sprüche von Tamme Hanken bei ihren Patienten wahnsinnig gut an. Es scheint, als sei ihnen völlig egal, aus welchem Mund sie kommen - Hauptsache, sie kommen. Jetzt, wo Hanken tot ist, muss es halt jemand anderes machen. Die Menschen verlangen nach einer neuen norddeutschen Kultfigur.

Willy-Martin ist tief beeindruckt von Kerstins Geschichte. Kerstin – der Name klingt für ihn wie süßer Nektar im Mundwinkel der Sehnsucht, ein leidenschaftlicher Kuss im Sommerregen. Kerstin, Kerstin, Kerstin ... Er schließt die Augen und lächelt. Kerstin läuft barfuß und kichernd vor ihm her, in ihrer Hand ein Stück Salami. Kerstin, oh Kerstin, bitte brich mir die Knochen. Wurste mit mir, Kerstin, wir werden alt zusammen, unsere Kinder werden Tauben züchten und Knochen brechen und wursten, Kerstin, meine Kerstin.

Während er nur den Mist von ein paar Vögeln wegfegt, erlöst Kerstin riesige Pferde und übergewichtige Menschen von ihrem Rückenleiden. Für Willy-Martin ist Kerstin eine echte Traumfrau. Am liebsten würde er schon heute in den Taubenlaster steigen und die mehreren Hundert Kilometer nach Ostfriesland fahren, um sie zwischen Schweinemist und Strohballen zu ehelichen. Aber jetzt heißt es Ruhe bewahren, nicht mit der Tür ins Haus fallen, Kerstin kommen lassen.

Willy-Martin schaut auf die Uhr, noch knapp drei Stunden, dann wird er nach Hause brettern und sehnsuchtsvoll vor dem Festnetztelefon warten, bis sie endlich anruft. Vorher muss er nur noch den Schlag herrichten und Taubeninventur machen. Es kommt immer mal wieder vor, dass Tauben entwischen oder bei einem Trainingsflug Opfer eines Geiersturzes werden, mindestens einmal pro Woche müssen sie daher gezählt und auf Verletzungen untersucht werden. Willy-Martin beginnt mit der Zählung bei den Doppelkuppigen Trommeltauben, vier Stück beherbergt der Schlag. Sie sind eine reine Haustaubenrasse von kräftiger Gestalt, ihre Haltung fast waagrecht, hochstirniger Kopf, glattfüßig, schmale Perlaugen. Trommeltauben fliegen keine Wettkämpfe, Pokale für den Herrn Grafen bringen sie aber trotzdem ein, und zwar bei Schönheitswettbewerben in ganz Europa. Willy-Martin hegt und pflegt die vier Vö-

gel ganz besonders, füttert sie mit teurem Spezialfutter und kämmt ihr Gefieder. Alle Doppelkuppigen Trommeltauben sind noch da, er hakt sie gut gelaunt auf seiner Liste ab: Masha, Georgis, Juan und Manuela.

«Top in Schuss, bisschen mehr Unterbauch könntet ihr vertragen!», zwitschert er den Tauben zu und streut eine Extraportion Gerste in ihre Nistzellen. Dabei kann er nicht aufhören zu lächeln. Bald wird er Kerstin den Schlag zeigen, die Doppelkuppigen Trommeltauben, die Orientalischen Roller, die Canaria-Kröpfer, die Schwarzkinn-Fruchttauben. Bald wird Kerstin sie beim Namen kennen: Sabbel, Ferdinand, Pflaume, Wilhelmina, Evelyn, Juan, Dilara, Juliette, Guillaume, Shirin, Cedric, die einbeinige Daphne; sie werden sich kennenlernen, und Kerstin wird Juliette nach dem nächsten Trainingsunfall den Flügel einrenken, die Kosten für die Taubenklinik kann der Herr Graf sich dann sparen.

Als alle Tauben gezählt und gefüttert sind, schließt Willy-Martin zufrieden die Schlagtür ab und fährt in einem Affenzahn zu seinem Festnetztelefon. Beim Aufschließen der Haustür zittern seine Finger, er sprintet die Stufen zur Wohnung hoch und kommt auf halber Strecke erschrocken zum Stehen. Vor seiner Wohnungstür steht eine große Frau im Strickpullover, mit kurzen schwarzen Haaren, zwei große Koffer links und rechts von sich, in ihren Händen eine Hundeleine, die zu einem auf der Fußmatte schlafenden Golden Retriever führt.

«Du bist größer, als ich dachte», strahlt Kerstin ihn an und öffnet die Arme.

Willy-Martin steht wie angewurzelt da, der Schlüssel fällt ihm aus der Hand.

[...]